

Sprache der Heimat

Autor(en): **Balzli, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **6 (1951)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-890845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Fruchtbarkeit des menschlichen kulturellen Schaffens. Darum ist die Humusfrage eine Kardinalfrage für die Menschen.

EDMUND ERNST

Sprache der Heimat

Mit ehemaligen Schülern erlebt ein Lehrer mancherlei Ueerraschungen, erfreuliche und betrübliche. Für mich persönlich war eine der bemühendsten die Begegnung mit einem 17jährigen Mädchen, das nach einem Jahr Aufenthalt in der Fremde zurückgekehrt war ins heimatliche Dorf und mich draußen vor der Käsererei begrüßte: «Grüezi, Herr Lehrer! Das isch aber fäin, daß ich hütt z'Abig grad so an Sie ane laufe! Ich han Ihne fryli nie gschriben in der Zyt, won ich furt gsy bin — aber deßwäge han ich doch mängsmol schüüli, schüüli Häiweh gha nach eusem Dorf und nach Ihne!»

Diese Begrüßung verschlug mir die Sprache. Mit Mühe und Not brachte ich ein paar nichtssagende Worte heraus — dann machte ich mich mit meiner Milchpinte schleunig aus dem Staube. Auf dem Heimweg versuchte ich, aus dem rasselnden Geklapper des Mädchens eine Begrüßung zu formen und zu modeln, die mich gefreut oder wenigstens angesprochen hätte. Wäre alles mit rechten Dingen her- und zugegangen, hätte mich das Tüpfli ungefähr so anreden müssen: «Guten Abe, Lehrer! Das isch jetzt schön, daß i nech hinecht da vor der Chäserei ussen ebchume! Gället, i han ech zwar nie gschriben i däm Jahr, won i furt gsy bi — aber vergässe han ig ech deswäge de glych nid! Zytewys han i scho öppen es bitzeli Längizyti gha nach üsem Dörfli, un a euch han ig ou albeneinisch dänkt!»

Man wird mir entgegenhalten, das Mädchen habe sich in der Otsschweiz draußen eben anpassen wollen oder angleichen müssen, und so habe es sein Berndeutsch notgedrungen an eine fremde Mundart vertauscht. Aber ich kann diesen Einwand nicht gelten

lassen: Rösi (Babeli hätte besser zu ihm gepaßt!) war nicht aus der Ostschweiz, sondern aus Lausanne heimgekehrt. Im Waadtland hatte es die angestammte Muttersprache über Bord geworfen. Der tägliche Kontakt mit einem Töchterlein aus der Ostschweiz hatte genügt, um es zum Verschleudern eines seiner besten und wertvollsten Güter zu veranlassen.

Wer gerät nicht in Versuchung, das einfältige Mädchen zu belächeln oder gar Steine nach ihm zu werfen? Aber gemacht, liebe Freunde — dazu sind die wenigsten von uns berechtigt. Wenn wir uns selber gelegentlich prüfen — nicht einmal ernstlich, nur ganz oberflächlich — dann müssen wir uns eingestehen, daß wir im Grunde nicht viel besser und gescheiter sind als das dumme Rösi. Es ist haarsträubend, wie gerade in den letzten Jahren unsere Muttersprache zum Teil gedankenlos, zum Teil systematisch zerstört, zersetzt oder wenigstens verhunzt wurde. Und bei diesem traurigen Werk helfen wir alle mit — die einen mehr, die andern weniger. Die Selbstbesinnung, die wir während des zweiten Weltkrieges gepflegt hatten, ist leider wieder verflogen wie billiger Pfeifenrauch. Heute ist uns die Sprache nicht mehr Ausdrucksmittel eines Charakters oder wesentliches Kennzeichen einer Persönlichkeit — heute ist sie nur noch Mittel zum Zweck: seine Gedanken so mühe-los als möglich an den Mann zu bringen oder einfach das angeborene Redebedürfnis zu befriedigen. Von hundert Menschen sind vielleicht neunundneunzig nur noch darauf versessen, irgend etwas zu sagen; *wie* sie das tun, das ist ihnen gleichgültig.

Wer trägt die Schuld an diesem Zerfall unserer Sprache? Nun, der Ursachen gibt es viele, und sie alle aufzudecken wäre ein verdienstliches Unterfangen. Beschränken wir uns darauf, zwei oder drei zu nennen, diese aber mit aller wünschenswerten Deutlichkeit.

Vorerst einmal sind es die Zeitungen. Was sich diese heutzutage leisten in gewissenloser Sprachverstümmelung, vom aufgebausch-ten Leitartikel bis zur hingeschleuderten Agenturmeldung, das geht auf keine Kuhhaut mehr! Ich glaubte früher, der Beruf des Journalisten verlange in erster Linie die sichere Beherrschung des Deutschen, einen gepflegten, persönlichen Stil, einen großen und wirklich kostbaren Wortschatz! Mumpitz! Ein erfolgreicher — das heißt nicht etwa guter — Journalist ist heute jener, der aus dem berüchtigten Handgelenk heraus zügige, gerissene oder gar

sensationelle Artikel und Berichte zu schmeißen vermag. Schreiben, nicht schreiben oder gar gestalten! Bei dieser Tätigkeit verwendet er wahllos alles, was ihm an Sprachgut überhaupt zur Verfügung steht — mit Vorliebe aber hochtrabende Fremdwörter, zu denen häufig nicht nur dem Leser, sondern auch dem Zeitungsschreiber selber die Begriffe fehlen! Das Resultat ist ein widerlicher, sprachlicher Mischmasch (ein Journalist würde sagen: ein Konglomerat!), knapp gut genug für die Hundeschüssel. Aber der geduldige Leser schluckt dieses Zeug ... und verdirbt sich damit Tag für Tag Magen und Geschmack.

Randbemerkung: ich möchte das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Es gibt unter den Journalisten und unter den Lesern löbliche Ausnahmen.

Unter Anklage stellen muß ich zweitens das Radio. Ich bin von Berufs wegen dazu verknurrt, beinahe täglich eine bestimmte Anzahl von Sendungen abzuhören und darf mir deshalb ein Urteil erlauben. Und dieses Urteil fällt hart aus, mehr als hart. Das Schuldkonto des Radios ist mindestens so belastet wie jenes der Zeitungsredaktoren. Wohl gibt es eine Reihe von Sendungen, die mit viel Liebe gestaltet werden und denen man die sorgfältige Pflege anmerkt. Daneben aber werden andere ausgestrahlt und in die hinterste Wohnstube unseres Landes getragen, die unbarmherzig das gesunde Sprachempfinden des Volkes zerstören helfen! Dazu gehören leider gerade die in breiten Schichten beliebtesten: Kabarett-sendungen und die Bunten Abende. Ich weiß, daß ich mit dieser Behauptung auf Widerstand stoßen werde; aber ich halte hartnäckig an ihr fest. Natürlich kann es auch den Bewohnern eines Bauernhauses gut tun, dann und wann Großstadtluft zu atmen; aber die Luft gerade dieser erwähnten Sendungen ist in der Regel nicht die tatsächliche, wahre — es ist vielmehr eine vergiftete oder parfümierte. Nicht umsonst ist ihre Sprache, wenigstens jene der Swingboys, Snobs oder Conferenciers — bärndütsch: d'Sprach vo uryfe Schnüfline, Großhanse u Schnörewagner ... Daß sie unserem Jungvolk imponiert, selbst jenem im hintersten Krachen, kann leider nicht bestritten werden. Im Schnellzug Olten-Bern hatte ich vor einigen Tagen Gelegenheit, die Unterhaltung einer Gruppe junger Soldaten zu belauschen. Es waren nicht Städter, bestimmt nicht; aber ihre Sprache stank nach den Hintergassen

von Zürich, Basel, Berlin und Wien. Haben sie diese Sprache selber geprägt? Nein, sondern aufgeschnappt und nachgeäfft!

Und damit lege ich meine Hand auf den Angeklagten Nummer drei — auf dich, lieber Leser! Als Schweizer hast du eine unheilbare Vorliebe für alles Fremde, Importierte, nicht auf dem eigenen Boden Gewachsene. Das gilt nicht nur für die schweizerischen Hausfrauen, die nach fremdem Frühgemüse, fremden Spargeln, fremden Erdbeeren, fremden Pfirsichen und Aprikosen, fremden Äpfeln und fremden Trauben schreien; das gilt auch für das Mannenvolk zu Stadt und Land. Es ist immer wieder lächerlich, wie wir uns von allem Fremden imponieren lassen — und zugleich bedauerlich! Am affigsten führen wir uns in sprachlichen Fragen und Belangen auf. Da nehmen wir kritiklos alles an, was uns über die Kantons- oder Landesgrenzen hereinsickert; bedenkenlos tauschen wir köstliches Gold gegen knarrendes Blech. Schon vor vierzig Jahren schrieb Otto von Greyerz sein Stück «Knörri und Wunderli», in dem er die aus Preußen hereingedrungene «Sie»-Pest aufs Korn nahm. Umsonst... selbst in Bern beginnen Geschäftsleute das alte, währschafte «Ihr» systematisch auszurotten, indem sie ihren Angestellten verbieten es zu verwenden. Der elegante Franzose aber kennt nur eine Höflichkeitsform: die zweite Person Mehrzahl — genau wie der sprachlich unverdorbene Berner! Auch den Engländern und Amerikanern ist das großgeschriebene «Sie» unbekannt.

Gold gegen Blech! Machst auch du solch schlechte Geschäfte, lieber Leser? Sagst auch du Schinken statt Hamme, Rahm statt Nidle, steil statt stotzig, Hügel statt Hoger, Straßebiegung statt Rank, Kurve statt Chehr oder Chrump, Kerbe statt Hick, häll statt heiter, steif statt gstabelig, bequem statt gäbig, Kuß statt Müntschi, Masche statt Lätsch, Schuppe statt Schopf, Butter statt Anke, Schnupfe statt Rhüüme, Messing statt Mösch, Burgdorf statt Burdlef? ... Wenn ja, dann bist du ziemlich sicher auch einer jener Hörer, die Radio Berns Gotthelfsendungen als bärndüsch-grobholzig ablehnten! Dann haben dir «Hansjoggeli der Erbvetter» oder «Ds Schmocker Lisi» nichts zu sagen, wohl aber «Im weißen Rößl» und «Des Kaisers rote Husaren».

Wilhelm von Humboldt hat einmal geschrieben: «Die Sprache der Völker ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache.» Das war

vor hundertfünfzig Jahren, als es noch Sprachen gab und nicht bloß ranzigen Wörtersalat. Es müßte sich lohnen, reichlich lohnen, heute unsere gute deutsche Sprache und unsere schweizerischen Mundarten zu reinigen und zu pflegen bis sie wieder das sind, was sie sein sollten: Geist eines Volkes! Wenn du mithelfen willst bei diesem mühseligen Werk, lieber Leser, dann fange morgen damit an: bei dir selber!

ERNST BALZLI

Wie lange wird die Hochkonjunktur in der Wirtschaft **noch andauern?**

GOTTLIEB DUTTWEILER

Dieses gefährliche Thema hätte ich mir selbst nicht gestellt. Meine Ausführungen sollen auch nicht den Charakter einer Prophezeiung haben, die sich niemand anmaßen darf.

Die Frage ist aber unter gewissen Vorbehalten zu beantworten. Wir stehen inmitten eines ideologischen Krieges. Solche Kriege haben die Eigenheit Jahrzehnte zu dauern, vergleichbar dem dreißigjährigen Krieg, der auch ideologischen, bzw. konfessionellen Charakter hatte. Es ging damals nur auf bestimmten Gebieten um Grenzen und Machteinfluß, in der Hauptsache aber war es die große Auseinandersetzung zwischen Papst und Reformation. Die russische Revolution begann vor 34 Jahren, und seit damals dauert der ideologische Krieg zwischen Kommunismus und der westlichen Welt. Die Allianz von 1941 war eine eigentliche Zweckallianz, die den inneren großen Zwiespalt nicht überbrückte. Es ist vielleicht der größte und verhängnisvollste Irrtum der Weltgeschichte, daß Roosevelt und Churchill daran glaubten, Feuer und Wasser miteinander vermählen zu können. Die Auseinandersetzung mit Hitler